

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 26 (1925-1926)

Artikel: Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes
Autor: Binder, Gottlieb
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-112458>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

En résumé, nous avons été conduits à distinguer les différentes catégories de proverbes suivantes:

Proverbes	{	liés au calendrier	{	prophétisant	{	à partir de présages . . .	Dictons météorologiques
				le temps		sans présages (règles fixes)	Dictons climatiques
				n'annonçant pas le temps	{	Dictons agricoles
.	Dictons ornithologiques						
.	Dictons astronomiques						
.	Dictons hygiéniques						
{	indépendants du calendrier	Dictons moraux				
		Proverbes				

Des travaux ultérieurs permettront de compléter cette classification. Le présent tableau n'a pour but que de situer, d'une manière immédiatement sensible, les dictons météorologiques au sein du vaste genre des proverbes. (à suivre.)

Aus dem Volksleben des Zürcher Unterlandes.

Von Gottlieb Binder in Kilchberg.

(Schluss.)

Mundart, Redensarten, Sprichwörter.

Die nachfolgenden mundartlichen Ausdrücke, Redensarten und Sprichwörter sind im ganzen Zürcher Unterland gebräuchlich. Sie wurden in der im Stadler- und Windlacherthal heimischen Redeweise niedergeschrieben, weil diese Taltschaft zufolge ihrer Abgeschlossenheit vom Verkehr die Unterländer Mundart verhältnismässig am reinsten bewahrt hat. Eine wesentlich andere Färbung besitzt das „Unterländer-tütsch“ der Bewohner von Glattfelden, Rheinsfelden und Eglisau und des Rafzerfeldes.

Wörter: Rittere (Fruchtsieb, Sandsieb), Gätzi (Küchengerät zum Wasserschöpfen), Schabelle (Sessel), Scheie (Stakete), Schinnhuet (Strohhut), de Nast (der Ast), Gliederweh (Rheumatismus), Tafäre (Wirtshausschild, auch für Angesicht), Grund (Erde), Arvel (einen Arm voll), Fecke (Flügel, auch Rockschösse), Schwebel (Zündhölzchen), Chrusle (Krug), Röift (Brotrinde), Töpe (Tatze), Schnörre, Läff und Gosche (für Mund), Hanterchslüt (Handwerksleute), Hälli (Ziege), Ribiise

(zänkische Person), Gänggeliwar (geschmacklose Siebensachen), Ankebrut (Butterbrot), Signapf (Milchnapf, Gerät zum Milchseihen), 's Hüüsli (Abtritt), Geize (Pflugsterz), Riistere (Pflug-schar), Wegisse (Wegeisen des Pfluges), Wissbaum (Bindbaum), Furple (zweizinkige Gabel zum Garbenladen), Schüeffi (hölzernes Gerät zum Wasser- und Jaucheschöpfen), Chratte (Korb), Brusttuch (Weste), Schoope (Herrenrock), Ilache (Leintuch), Bettziech (Bettanzug), e Guttere (Flasche), Kafitiere (von Cafetière), es Boderett (Porträt), Pfulme (grosses Kissen), Gufere (Koffer), Chräaze (Tragkorb), Chopfhüüsli (kästchenartiger Raum über der mit zinnenem oder kupfernem Wasserbecken oder Giessfass versehenen Nische des Buffets, „Bufferts“, oder Wandschranks), Chrieche (eine blaue, mittelgrosse Pflaumenart), Zibarte (grüngelbes Pfläumchen von der Grösse einer Kirsche), Zannerhannistrüübli (Johannisbeere), Vingenöndli (Veilchen), Bachbumbele (Bachbunge, Dotterblume, *Caltha palustris*), Güllechrückli (Molch, *Molgo vulgaris*), Ohremüggel (Tausendfuss, *Lithobius forcicatus*), Bungert (Baumgarten), Gleuse (Funken), Standaare (grosse, fettleibige Weibsperson), Türselle (Türschwelle), Borrchille (Empore in der Kirche), Sarbache (Pappel), Wullheischt und Wurmeisli (Ameise), Ohre-glanggere (Ohrenringe), Zumpel (verkommen aussehender Mensch), Schamauch (einer, der beim Essen alles für sich will), Züügepfändli (kleines Pfännchen mit drei Füßen und einem Stiel, in welchem die Butter geschmolzen, bezw. „heiss“ gemacht wurde), Choust (Sitzkunst des Ofens), Chrüpf (Krippe).

Schmürzele (geizen), schnürpfe (fehlerhaft nähen), chuuche (hauchen), patschge (von Zweien, die im Ringen ihre Kräfte messen, beliebtes Knabenspiel), wetterleichne (wetterleuchten), wimmse (wimmern), chresme (klettern), helde (einen Becher oder ein Gefäss neigen), tüüsle (heimlich herbeischleichen), umbürzle (umfallen), grape (tasten), zäpfe (die Flucht ergreifen), flotsche (von Kindern, die am Bach oder Brunnen mit dem Wasser spielen und sich nass machen), götsche (Wasser aus einem Gefäss in ein anderes giessen, wobei ein Teil des Inhalts verschüttet wird), schletze (die Türe zuschlagen), hindersinne (schwermütig, irrsinnig werden), schliisse (irgend einen Gegenstand zugrunde richten), verschnepfe (sich verraten), gigampfe (schaukeln), geusse (kreischen), mungge (undeutlich sprechen), muuche (von Kindern, die sich am Boden auf Knien und Händen — „auf allen Vieren“ — vorwärts bewegen), inucke

(einschlafen), pfnächse (jammern, wehleidig tun), guete (bessern), träue (drohen), tfig (schnell), timber (matt beleuchtet), flotschnass (tropfnass), z'prise (zu eng), verläche (von Wein- und Wäschezubern, die nicht wasserdicht sind, die „rünned“), g'spässig (eigentümlich, sonderbar).

Öbbe (etwa), eul (immer), verusse (draussen, im Freien), näumer (jemand).

Redensarten. Vu der hundertste Suppe-n-e Tünkli (Bezeichnung für sehr weitgehende Verwandtschaft), uf und nieder (grosse Ähnlichkeit mit jemandem haben), Bei übercho (Beine bekommen, entwendet werden), e suubers Chind (eine hübsche Tochter), es regnet wie mit Gelte (heftiger Platzregen), es ist feischer wie-n-inere Chue inne (stark finster), er gsehd uus wie Hunger und Türi (er sieht aus wie Hunger und Teuerung, d. h. er ist sehr mager), de g'hört 's nächst Jahr de Guggu nümme rüefe (der hört das nächste Jahr den Kuckuck nicht mehr rufen, er stirbt bald), de Giit lueget em zun-Auge-uus (der Geiz schaut ihm aus den Augen), eim de Sack vor d'Türe rüehre (ursprünglich: ohne Kündigung den Dienst aufgeben, wegen geringfügiger Ursache die Freundschaft brechen, den Gehorsam verweigern), de chunnd na z'spat in Himmel (von einem, der überall zu spät kommt), de häd Päch gä (das Hasenpanier ergreifen), potz nundedie! (von nom de dieu), bis am chrumbe drizähni (sehr lange auf sich warten lassen), si häd es Muul gha wie-n-e laufedi Schuld (von einer Zungenfertigen), bränned di die paar Feufliber wider (von einem, der nicht sparen kann), er häd Türfalle i d'Hand gnue (er hat sich hurtig von dannen gemacht, ohne weitere Worte), wänns nüd wahr isch, will i en Schölm si, sell mi de Schluck Wi töde! 's Augewasser ischt em über d'Bagge-n-abe gloffe (die Tränen liefen ihm über die Wangen), die Beed händ möge e Melchtere voll verliide (von zwei trinkfesten Männern), dä häd nüd übel g'fustet (er hat vor Ärger die Hände geballt), i sta-n-i guet defür! (ich werde euch daran denken), er ist en Ginöffel (Dummkopf), d'Stube ischt nüd gwüsch (sprich nichts Unschickliches, es sind Kinder anwesend), he Ruedi, was studierst? machst Kalender? de häds verstande, de Lütte de Speck durs Muul z'zieh (von einem Schmeichler), die händ e nüd schlächt uufzoge (einen necken, in Verlegenheit bringen), de chunnd au schön im Halstuech

(von einem, der sich etwas zu Schulden kommen liess), chast nüd mache, 's ist e Herbstchatz! (von etwas, das man in Kauf nehmen muss), dä cha heischriibe (von einem, der sich unmöglich gemacht hat, der im Begriffe steht, etwas zu verlieren), mach e Fuust, wenn d' ke Finger häscht (unmögliches Unterfangen), 's ischt Heiri was Hans (es ist einer, was der andere, im gleichen Sinne: „Söihäfel, Söideckeli“), i will der zünde! (Strafandrohung), das chan-en Chlotner (Klotener) säge (etwas Selbstverständliches), de fürcht eul (immer) de Bode brünni (von einem Schwarzseher, Ängstlichen), 's Schaffe ischt em en Spass, aber er gschpasset nüd gern, er mag ässe, su vil er will, su tued em's Schaffe nüd guet, er gahd i d'Chille, wo me mit de Glesere z'sämmelütt, er hocket uf em Rappe (Geld), wie de Tüfel uf ere arme Seel, er macht si füecht (prahlt), er lahd si nüd a de Zähne tängele (er lässt sich nicht viel gefallen), er triibts nümme lang (stirbt bald), er ischt gschiid bis an Hals ue, aber de Chopf ischt en Esel, sägs recht, wenn d'Brod witt (gilt als komische Mahnung, sich deutlich auszudrücken), de weiss, woher 's Brod chunnd (sagt man von einem, der streng arbeiten muss), die wüssed na nüd, wo 's Brod her chunnd (von Kindern, die nicht sorgfältig mit dem Brote umgehen), mer händ höchs Brod, es häd schier der Ofe abglupft, es Stuck (Brot) wie für en Tröscher (Drescher).

Sprichwörter. Mer mues de Fürabig (Feierabend) am Marge (Morgen) sueche. Wer de Rappe nüd ehrt, ischt de Feuer nüd wert. Wo gnuog ischt, chan e Sou huuse. Chlini Chind, chlini Sarge, grossi Chind, grossi Sarge (Sorgen). Wenn 's Wörtli „wenn“ nüd wär, wär min Vatter scho lang en Herr. Wehliidig Lütt sterbed nüd so gli (bald). Wo Geld ischt, ischt de Tüfel, wo kes ischt, ischt er dopplet. Wenn's eim nüd wott, so wott's eim nüd. Wer d'Geisle (Peitsche) i de Händ het, chlöpft. Zwei Wüesti chönnd enand ä gfalle. De Puur ghört hinder de Pflueg. Mer sett (sollte) z'erst alt werde und dänn jung. 's Sterbe ischt 's Letscht. Er nimmt ab, wie de Tag im Augste. Barge (Borgen) tued nu eimal wahl (wohl). Vorgässes Brod bringt Chumber (Kummer) und Not. Besser ohni Brod is Bett gah as (als) mit Schulde-n-ufstah. En kluuge Puur gahd still und froh, biständig siiner Arbet nah. Wenn e Nessel brenne will, su brännt si bizitte.

Er traid (trägt) de Toteschii im Sack na (stirbt bald). Us emen-Esel gits nie kes Rittross. E gueti Uusred ischt en Batze wert. Wenn e Chue nüd will suuffe, su (so) mues me si nu in Gmeindrat tue, si lehrts dänn scho. Ungfräget (ungefragt) ischt alles erlaubt. Wie me d'Chind gwännt (gewöhnt), su hät mers.* Nüd gsaid, ischt ja gsaid. Alt Fründ und alt Wäg mues mer nüd liecht uufgäh (aufgeben). Mer mues ässe und vergässe. Margegsang (Morgengesang) macht de Tag lang. d'Pfahressüh (-söhne) und d'Müllerstöchtere grated am wenigste. Die luschtigste Studente gännd (geben) die beste Pfahrer. Wens nüd im Holz ischt, gids ke Pfiife. Wemer si de Geiss animmt, mues mer si hüete. Wer hüratet und fehlt, ischt putzt und gstrählt. En bständige Lächler ischt nüd suuber under em Brusttuch. Strengi Gwalt wird nüd alt. Us em Lächli gits e Bächli. Wer nüd mit Freude wibe cha, sells lieber undewege lah. Umesuscht ischt der Tod und de säb chost 's Läbe. I der Ärnd (Ernte) chunnd de Puur nu mit eim Bai is Bett. En andri Mueter häd ä (auch) wider e liebs Chind. We-me d'Chind und d'Nahre z'Märt schickt, su lösed d'Chrämer Gäld. Uf em Märt lehrt me d'Lütt besser kenne as i der Chille. E Frau chan i der Schoss (Schürze) meh furträge as de Ma mit dem Wage cha zueführe. Es stosst nie ein Stier älei (allein). 's ischt alles für öppis guet. Me mues de Chüehne d'Milch zum Bahre (Barren) ieschoppe. Bim Teile lehrt me d'Lütt kenne. En fuule-n-Öpfel macht zäh ander fuul. Mit Gwalt chamer e Geiss am Schwanz umelupfe. A der Armuet will jede d'Schueh abbutze. Eme (einem) Arme wird nüd verziehe. Me mues de Löffel nüd us der Hand gä, bivor mer gstarbe ischt. D'Gschwüsterti stossed enand bis a d'Grueb, aber nüd drin-i (hinein). Der Erst i der Mülli schütt uuf. De Wii ischt ken Nahr, aber er macht Nahre. Alti Fuhrlütt ghöred eul na gern chlöpfe. Alt Lütt gsehnd am beste i d'Witti (in die Ferne). E Gottsname agfange ischt halbe gwerchet. Jede häd sin Sparre, und wers nüd glaubt, häd zwee. Zum z'spaht (zu spät) chu isch es eul (immer) na früh gnuet. Wo vill Chind sind, gits ke grossi Stuck Brod.

Sagen.

Das goldene Tor. Unweit Kloten, gegen Bülach zu, liegt ein kleiner Weiher, das „guldin Tor“ genannt. Er ist nicht tief, aber eine Menge Löcher befinden sich darin, die,

wie es heisst, unergründlich sind, und aus welchen unaufhörlich zarter Sand in kleinen Goldblättchen heraufquillt. Ein Knabe, der Schafe hütete, hatte sich am Rande des Teiches niedergelegt. Plötzlich wird das Wasser unruhig, ein Strom von Goldsand dringt herauf; dann zerteilt sich die Flut und eine schöne Jungfrau steht vor dem erstaunten Knaben. Lächelnd streckt sie ihm einen Ring entgegen. Der Knabe will ihn haschen; sie zieht aber allmählich die Hand zurück, bis der Nachlangende ins Wasser fällt. Alsdann umschlingt sie ihn und fährt mit ihm in die Tiefe. Ein Bauersmann hatte das angstvolle Geschrei des sich Sträubenden gehört und eilte herbei. Aber obgleich der Weiher wie gewöhnlich ganz klar und seicht war, konnte der Bauer den Knaben doch nicht erblicken, bis dieser plötzlich aus einer Quellöffnung wie ein Pfeil herausschoss. Er ist bewusstlos, als ihn der Bauer aus dem Wasser zieht. Wie er aber wieder zu sich selbst kommt, erzählt er, die Jungfrau des Wassers sei mit ihm in reissender Schnelligkeit tief, unendlich tief hinabgefahren, bis plötzlich eine schöne Gegend sich unten aufgetan habe. Sie hätten da festen Grund gefasst gerade vor dem goldenen Tore einer grossen herrlichen Stadt. Plötzlich sei eine andere Jungfrau aus demselben herausgetreten; da habe die, welche ihn umschlungen hielt, rasch die Arme geöffnet, um ihr entgegen zu eilen. Kaum sei er aber nicht mehr festgehalten worden, so habe es ihn mit solcher Schnelligkeit und Heftigkeit emporgerissen, dass er darüber sogleich das Bewusstsein verloren habe. Später ist der Knabe noch oft zum Weiher gegangen; die schöne Jungfrau jedoch hat er nie wieder gesehen.

Die Römerstadt am Seeber-See. In der Nähe des Seeber-Sees fand man bei Grabungen in den 1860er Jahren an der Westseite einer bewaldeten Anhöhe Fundgegenstände aus der Römerzeit, z. B. Ziegel der XXI. Legion. An der gleichen Stelle soll sich nach der Sage unter unterirdischen Gewölben eine Stadt aus der Römerzeit befinden. Einem Manne von Winkel, der einst an jener Stelle arbeitete, versank die Haue (Hacke) samt Stiel in die Tiefe.

Rheinsbergsagen. 1. Im „Schatz“ auf dem zu linker Seite des Rheins liegenden Rheinsberg befand sich einst eine römische Warte und später die Feste eines Adligen. Die

Ruinen derselben wurden früher oft von Schatzgräbern heimgesucht. Einst wurden solche bei ihrer geheimen Hantierung von einem Mann mit feurigen Augen überrascht. Sie flohen Hals über Kopf, ihre Grabwerkzeuge an Ort und Stelle zurücklassend. Darauf stürzte ihre Grube ein.

2. Eines Abends ritt Arnold von Rheinsberg, der letzte Spross der Edlen von Rheinsberg mit seinen Töchtern aus der Burg talwärts. Als die Vesperglocke St. Lorenz zu Bülach zu läuten anhub, lenkte der ritterliche Zug eben in einen Hohlweg beim Schanzbuck ein. Auf einmal hemmte der Schimmel des voranreitenden Ritters seinen Schritt. Auf dem steilen Bergpfad kniete nämlich ein Bauernweib mit einem Kind im Arm und bat den Ritter unter heissen Tränen, er möchte ihren Mann aus dem finstern Burgverlies befreien. Trotzig erwiderte der Ritter, dass jeder Frevler in seinem Jagdrevier mit Hab und Gut, mit Leib und Leben der Strafe des Burgherrn verfallen sei. Der Hartherzige liess sich auch nicht erweichen durch die Fürbitte seiner beiden Töchter. Da das Weib nicht weichen wollte, hetzte er seine drei weissen Hunde auf sie und ihr Kind, ritt über ihre Leichen hinweg, stürzte aber im selben Augenblick mit seinem Ross am Berghang und fand den Tod.

Spätere Geschlechter wollen gesehen haben, wie der Ritter in Sturmnächten, von drei weissen Hunden begleitet, auf weissem Rosse, das graue Haupt unterm Arme tragend, zu der Unglücksstelle reitet, wo er plötzlich von dem sich bäumenden Pferd in den Abgrund gestürzt wird. Man erzählt sich ferner, dass in lauen Maiennächten, wenn das Rheintal in Blüten steht, zwei Elfen vom Rheinsberg niedersteigen und eine Rittergruft im Tal mit Blüten schmücken.

Laubbergsagen. 1. Als das Christentum in der Gegend Eingang gefunden habe, seien am Ende noch zwei Heiden übrig geblieben, welche die Annahme des Evangeliums durchaus verweigerten. Man habe sie dann aber vielfach verfolgt, so dass sie zuletzt über den Laubberg geflohen seien und am rheinwärts gelegenen Abhange desselben in einer Felshöhle den Rest ihres Lebens zubrachten.

2. Im 2. Bd. des „Grünen Heinrich“ erzählt Gottfried Keller im Abschnitt „Bohnenromanze“ — ob in Form dich-

terischer Ausweitung oder auf Grund anderweitiger Quellen, bleibe hier dahingestellt — die Sage wie folgt:

„Als das Christentum in das Land drang, mussten sich die Heiden, welche nicht getauft sein wollten, verbergen. Eine ganze Haushaltung mit vielen Kindern flüchtete sich in das Loch dort oben, man weiss nicht, auf welche Weise. Und man konnte nicht zu ihnen gelangen; aber sie fanden den Weg auch nicht mehr hinaus. Sie hausten und kochten eine Zeitlang und ein Kindlein nach dem andern fiel über die Wand herunter ins Wasser (hier in einen Teich, d. V.) und ertrank. Zuletzt waren nur noch Vater und Mutter übrig und hatten nichts mehr zu essen und nichts zu trinken, und zeigten sich als zwei Jammergerippe am Eingang und starrten auf das Grab ihrer Kinder; zuletzt fielen sie vor Schwäche auch herunter, und die ganze Familie liegt in dem tiefen, tiefen Wasser; denn hier geht es so weit hinunter, als der Stein hoch ist!“

Der Schatz im Rhein. Da, wo die Glatt sich in den Rhein ergiesst, stand ehemals auf einem Hügel die Burg Rheinsfelden. An sie erinnert folgende Sage: Ein Mägdlein aus dem Schlosse hütet auf dem Grunde des tiefen Rheins einen von Diamanten funkelnden Goldschatz. Je am ersten Tag des Maien löst sich der Bann. Dann steigt die Maid aus dem nassen Verlies ans sonnige Ufer und geniesst für einige Stunden die Wonnen des Lenzes.

Die Linde auf dem Rafzerfeld. Auf dem Rafzerfeld steht eine Linde. Wenn diese so dick geworden ist wie ein gefüllter Maltersack, so rückt das Ende der Tage herbei. Als dann wird auf dem Rafzerfeld eine grosse Völkerschlacht geschlagen, so grausam, dass die Krieger bis an die Knöchel im Blute waten müssen.

Der Kindlibuck in Bachs. Von dem ehemals als verwünschter Ort geltenden Kindlibuck in Bachs werden allerlei geheimnisvolle Dinge erzählt. So wollte man von Zeit zu Zeit des Nachts ein feuriges Auge gesehen haben, und öfters wurde auf dem Hügel dem Anscheine nach ein blaues Licht beobachtet. Aus einem Loch soll zuweilen ein grausliches Ungeheuer hervorgekrochen und jedesmal bald wieder verschwunden sein. Als ein Bauer einmal hier Münzen fand, warf er sie wieder von sich, weil er von einer solch

verruhenen Stätte kein Geld wollte. Noch im 19. Jahrhundert erzählte man von einem Loche, in welchem ein hinuntergeworfener Stein ein lange andauerndes Rollen verursachte.

Der Aberglauben.

Wenn in der Christfestnacht eine Jungfrau eine Schüssel voll Wasser auf den Tisch stellt und zwischen elf und zwölf Uhr hineinschaut, sieht sie ihren Zukünftigen. Wenn das Pferd, das den Leichenwagen mit dem Totenbaum zieht, sich in der Nähe des Kirchdorfes umkehrt und wiehert, so stirbt eine Person aus dem Leichengeleite. Fliegen anlässlich eines Begräbnisses weisse Tauben über den Totenbaum (Sarg) hinweg, so ist daraus zu entnehmen, dass der Gestorbene im Leben grosse Sünden begangen hat, die ihm aber vom Herrgott verziehen worden sind. Wenn in einem Haus, in dem ein Kranker liegt, die Türe sich drei Mal von selber öffnet, so stirbt jemand, ebenso, wenn jemand von schwarzen Kirichen träumt, wenn eine Flasche ohne ersichtlichen Grund zerspringt, wenn man von einem Totenbaum träumt, auf dem ein Kranz liegt, wenn man Sterne fallen sieht, wenn die Zwiebeln oder sonst ein Gartengewächs weiss werden, wenn in einem Krankenzimmer die Uhr stehen bleibt, wenn eine Eule schreiend gegen ein Haus fliegt und wenn im Kellerboden die Mäuse „stossen“, bzw. Erde aufwerfen. Man sagte:

d'Ägerste¹⁾ verchündet Striit,
Schreit 's Wiggli²⁾, ist de Tod nüd wiit.

und:

Wiggle, Hauri, Huri,
Wenn der d'Wiggle schreit,
Wirst bald use treit.

Der Glaube, dass an die Fenster kommende oder sich aufs Hausdach setzende, schreiende Raben den Tod eines Familiengliedes ankünden, hat sozusagen jedermann. Begegnete ein Leichenzug einem Fuhrwerk, so gab es nach dem Glauben der Leute bald wieder „e Liich“, ebenso, wenn die Kirchgänger statt in aufgeschlossenem, in zérstreutem Zuge einher gingen. Wer von einem Leichengeleite träumt, muss sterben. Dem Tode eines in der Fremde weilenden Familiengliedes gingen im Elternhause gewisse Anzeichen voraus. Sichere Vorboten eines baldigen Todesfalles waren die sog. Totenuhr, ein unerklärliches Klopfen in Kästen und

¹⁾ Elster. — ²⁾ Eule.

im Getäfel während der Nacht, ein weisser Zweig am Rosenstock im Garten und schwarze Ameisen im Kleiderkasten oder auf dem Stuben- und Gangboden.

Neugeborene Kinder, die an den Himmel hinaufschauen, werden selten alt. Erhält ein kleines Kind zuerst die oberen Zähne, so stirbt es eines gewaltsamen Todes. Wenn ein Kind im Hugo oder Fronfasten zur Welt kam, so war es sein Leben lang stets mit unnatürlichen Dingen verbunden. Wer des Kindes abgeschnittene Haare ins Feuer warf, verbrannte seinen Verstand und war schuld, wenn es vom Kopfweh geplagt wurde. Unter keinen Umständen durfte man einem Kinde den Namen eines schon verstorbenen Geschwisters geben, sonst hätte es ebenfalls im Kindesalter sterben müssen. Vor einem kleinen Kinde ass man nichts, ohne ihm auch von der Speise zu geben, weil es ihm sonst das Herz abgedrückt hätte. Fiel den Kindern der erste Zahn heraus, so sprachen sie:

Müüsli, Müüsli, nimm de Zah,
Und gim-mer au en andre dra,
Aber en schöne wiisse,
Das i guet cha biisse.

Einem kleinen Kinde steht der Himmel offen, so lange es nicht in einen Spiegel „sieht“. In Stadel kannte ich eine Familie, die viele Jahre lang eine Turteltaube hielt für ein an Epilepsie leidendes Kind; man liess die Turteltaube aus des Kindes Teller trinken, weil man glaubte, dass auf diese Weise die Krankheit auf den Vogel übergehe. Manche arme, harmlose Frau hatte unter dem Aberglauben, eine Hexe zu sein, zu leiden. Wenn grössere Kinder auf dem Wege zur Schule oder sonst wohin eine alte bucklige Frau mit abgetragener „Jüppe“ und einer grossen schwarzen Spitzenhaube, der sog. „Schächkappe“, daherkommen sahen, glaubten sie, eine Hexe vor sich zu haben, liefen mit lautem „Hui! ui!“ davon und erzählten es daheim. Nicht besser ging es alten Männern, die in üblem Rufe standen. Von diesen erzählte sich das Volk, sie hätten früher in Wald und Feld Marksteine versetzt und den Anstössern Ackerland „abgefahren“. Starb ein solcher, so hörte man bald behaupten, man sehe seinen Geist um Mitternacht vor heiligen Tagen an der frevlen Arbeit, und niemand wollte mehr nächtlicherweile an der betreffenden Stelle vorbeigehen. (Ein solcher

Fall beschäftigte die Bewohner von Windlach Ende der 1880er Jahre viele Monate hindurch.)

Wer von der Strasse eine Nelke aufhebt, bekommt die Krätze, ebenso, wer von der Erde eine kreuzweis zurecht gelegte Schnur aufhob. Wer vom „Hitzgi“ geplagt wurde, spuckte auf den Erdboden, bedeckte die Stelle mit einem Stein und sprach die Worte:

Hitzgi, Hätzgi hinderem Hag,
Nimm mer au de Hitzgi ab.

Wenn einem am Neujahrstag zuerst eine Frau Glück wünscht, so hat man ein unglückliches Jahr vor sich; Glück dagegen bedeutet es, wenn einem zuerst eine Mannsperson das Neujahr wünscht. Ebenfalls ungern sah es der Unterländer, wenn ihm, sofern er in Geschäften von Hause fortging, zuerst ein Frauenzimmer über den Weg lief; nicht selten kehrte er in solchen Fällen ohne weiteres wieder um. Was man unter einem Nussbaum träumt, sei's von Glück oder von Unglück, geht in Erfüllung. Beisst einen das rechte Auge, so ereignet sich etwas Unangenehmes in der Haushaltung. Wer am 1. April geboren ist, muss sich selber unglücklich machen. Viel Glück bedeutet es, wenn man auf einem Geschäftsgang drei Männern begegnet. Geht einem Menschen alles nach Wunsch, so wartet seiner ein Unglück. An einem Mittwoch soll niemand die Wohnung wechseln oder das Brautfuder führen lassen, weil der Mittwoch kein „Tag“ ist. (Vergl. Sonn-tag, Mon-tag usf.) Wenn die Störche ihre gewöhnlichen Nester verlassen und auf Feldbäumen übernachten, so gibt es Krieg. Wenn im Sommer die Füchse bellen, steht guter Wein in Aussicht. Hustet das Vieh, so wird es kalt. Wer sein Vieh vor bösen Einflüssen bewahren will, soll im Stalle die Bibel oder wenigstens einen Teil von ihr aufbewahren. Ist die letzte Nacht des Jahres stürmisch, so steht ein unruhiges neues Jahr bevor. Wer an den Händen Warzen hatte, stellte sich in Windlach an den Kellbach oder den Stadlerbach, während es in Stadel einer Leiche ins Grab läutete und sagte, indem er sich mit dem Schaum des Wassers die Hände wusch:

Es lütet enere Liich is Grab,
Drumm wäsch i mini Würze-n-ab.

Wer morgens und abends den 119. Psalm betet und dabei an eine ihm missbeliebige Person denkt, kann dadurch bewirken, dass diese sterben muss.

Zog man ein „erlupftes“, d. h. auf dem Rücken gespaltenes, gefurchtes Brot, aus dem Ofen, oder waren die Brote bleich statt braun, so nahm man als sicher an, dass in der Familie bald jemand sterben werde. Traf es sich gleichzeitig, dass in der lauen Sommernacht im Jauchetümpel beim Hause das „Güllechrückli“ (der Molch) seinen eintönigen Gesang hören liess, so glaubte man „felsenfest“ an einen bevorstehenden Todesfall. Man hätte es für eine grosse Sünde gehalten, am Sonntag zu backen; Leute, die es doch taten, hatten die ganze Woche durch keinen Segen bei der Arbeit. Solches „Sonntagsbrot“ ins Wasser geworfen, ward von keinem Fische angerührt. Den Kindern schärfte man ein, von keiner Frau, die im Rufe einer Hexe stand, Brot oder Wähe abzunehmen; wurden sie aber hiezu gezwungen, so mussten sie die Gabe den Vögeln oder den Hühnern zum Frasse hinwerfen. Man hütete sich auch, einer in üblem Rufe stehenden Frau Brot oder einen „Hebel“ (Sauerteig) auszuleihen. Konnte die Hexe auf die eben angedeutete Weise ihren Zweck nicht erreichen, so kam sie des Nachts zum Schlüsselloch herein und plagte Kinder oder Erwachsene, verlor aber ihre Macht sofort, wenn das Betreffende beim Namen gerufen wurde. Vor allem durfte das Brot nicht auf den Rücken gelegt werden; wer das tat, dem brachte es Unsegen, über den bekamen böse Leute Gewalt. Fällt einem beim Einbrocken des Brotes unversehens ein Stück in den Kaffee, so erwartet man Besuch oder von der Post einen Brief mit freudigem Inhalt oder ein Paket.

Am Samstag unternahm man nicht gern eine neue Arbeit, es wäre denn, dass man sie gleichen Tages noch hätte fertig bringen können; andernfalls kam der Sonntag dazwischen und mit ihm die Faulheit ins ganze Gewerbe. Rübli und Weglugern durften nur im „Nidsigends“ (absteigenden Mond) und ja nicht etwa im Zeichen des Skorpions gesät werden, da sie sonst statt einer kräftigen Wurzel mehrere „dünne Beine“ getrieben hätten. Ein alter, erst vor zwei Jahren verstorbener Windler konnte Blut und Brand stillen unter Anwendung eines Spruches, den er geheim hielt. Ein zu Ende des 19. Jahrhunderts verstorbener Bürger von Stadel stand im Verdachte, ihm missbeliebige Personen „vernagelt“ zu haben; auch er hat sich nie über den ihm zu Gebote stehenden Zauberspruch geäussert. Beim „Vernageln“ soll es folgendermassen zugegangen sein: Derjenige, der sich am andern rächen

wollte, holte nachts zwölf Uhr auf dem Friedhof einen Nagel, unwickelte dessen Kopf mit einem Papier, worauf er Vor- und Geschlechtsnamen des „Opfers“ geschrieben hatte und trieb den Nagel mit drei Schlägen „in drei Tüfels Nämme“ zur Nachtzeit in Brusthöhe in einen Baum des, der vernagelt werden sollte. Von jenem Tage an begann dieser dahinzusiechen. Jedes Jahr um die nämliche Zeit wurde der Nagel ein Stück weiter in den Baum getrieben; sobald er dessen Mark erreichte, musste der Vernagelte sterben. In Windlach lebte ein Mann, der dem Vieh die „Völle“ zu „nehmen“ wusste.

Die Kinder einer Raater Familie litten an „Viitstanz“; ihre Mutter holte in Rapperswil die Kapuziner, die dem Volksglauben gemäss nicht nur den Veitstanz heilen konnten, sondern auch Mittel gaben für Kühe, die, von den Zigeunern verhext, rote Milch lieferten. Viele Leute glaubten „stiif und fest“, dass die Zigeuner im Besitze des geheimnisvollen sechsten Sinnes seien. Zu einer Frau in Windlach, die sich mit ihren Kindern allein zu Hause befand, traten eines Tages zwei alte Zigeunerinnen in die Stube und verlangten Geld. Die Frau wollte sie mit Kartoffeln und Brot zufrieden stellen und schützte vor, sie besitze kein Geld, sie sei selber arm. Hierauf schritten die Frauen zu einer alten Truhe, schlugen mit der Faust auf den Deckel und sprachen: „Was sagst du, du hättest kein Geld? da drin liegen 400 Franken.“ Die Frau erschrak; denn die Truhe enthielt wirklich den genannten Betrag. In ihrer Not befahl sie einem ihrer Knaben, die sich ängstlich an ihrem Rocke hielten: „Jokebli, gang rüef gschwind dem Vatter i der Schüür usse, er sell dene Fraue cho Gäld Gä.“ Jetzt machten sich die beiden Zigeunerinnen fluchtartig aus dem Staube. Ihr „sechster“ Sinn aber hatte sie diesmal im Stiche gelassen, denn der Bauer befand sich, auf einem Acker arbeitend, weit vom Hause weg. Man glaubte allgemein, die Zigeuner vermöchten zu bewirken, dass die Kühe nicht mehr fressen könnten und rote Milch gäben. Nicht selten liefen die Bauern den Zigeunern nach, um von ihnen gegen teures Geld ein Heilmittel zu bekommen.

Eine alte Nähterin, die in die umliegenden Höfe und Dörfer auf die Stör ging, soll auf ihrer nächtlichen Heimkehr bei Mondwechsel und am Vorabend vor heiligen Tagen Gespenster gesehen haben, Männer, die sie einst wohl gekannt hatte. Ein Bauer von Raat kannte im Unterland jeden Platz, wo

bei Mondwechsel nachts zwölf Uhr unnatürliche Dinge geschahen. Er besass die „Kraft“, vermitteltst Aussprechen einer Zauberformel, die er geheim hielt, Diebe, die ihm an die Kirschen, Trauben, an den „Mägi“, u. a. gingen, zu „bannisieren“, d. h. an dem Ort, wo sie gerade waren, und in der Stellung, die sie gerade inne hatten, festzuhalten, bis er zur Stelle war.

Ein alter Mann in Windlach litt auf seinem Krankenbett starkes Heimweh nach seiner verstorbenen Frau. Eines Tages erzählte er seinen Angehörigen: „Ich habe in wachem Zustande die Mutter gesehen, sie hat zu mir gesagt: ‚Du kommst nun auch bald.‘“ Drei Wochen später starb er. Ein anderer Bauer in Windlach, der immer mit übernatürlichen Dingen zu tun hatte, schickte seinen Sohn zu Scharfrichter Mengis in Rheinfelden, damit dieser ihn um Geld in die Geheimnisse der Zauberei einführe. Ein Mann von Windlach beteuerte, eines Sonntags nachts um 12 Uhr auf dem Wege von Steinmaur nach Stadel an beschriener, einsamer Stelle beim Walde, der sog. „Schlüsseljungfrau“ (gespenstische Erscheinung) begegnet zu sein.
